Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 241

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Seeseite»: Die Anstalt Münsterlingen, Männerabteilungen U und K, undatiert. Bilder: Staatsarchiv Thurgau

Im Kopf auch nicht immer ganz Rein

Ein Nationalfonds-Projekt schafft Patientenzeichnungen aus Krankenakten der psychiatrischen Klinik Münsterlingen ans Licht. Dasselbe Aktenmaterial dient der Aufarbeitung jahrzehntelanger Versuche mit nicht zugelassenen Medikamenten. Die Kunstwerke sind jetzt in St.Gallen zu sehen.

von Wolfgang Steiger

«Es kann ja bei den besten Herren vorkommen, das sie über den Graben stolpern, und im Kopf auch nicht immer ganz Rein sind deswegen versorgt man sie nicht wie unser Einer.» Anfangs schätzte der Taglöhner Emil K. noch das regelmässige Essen in der Irrenanstalt, in welche die Behörden den auffällig gewordenen Wanderarbeiter 1943 eingewiesen hatten. «Irrenanstalt» war damals die offizielle Bezeichnung für eine psychiatrische Klinik, wie die in Münsterlingen. Doch dann sehnte er sich wieder nach der Freiheit. Emil K. schrieb und zeichnete Briefe, in denen er um seine Freilassung bat. Ein solcher Brief auf dem Packpapier einer Firma für Büromaterial ist mit einem Vermerk oben links versehen: «Für den Herrn Direktor abgeben». Die Krankenakte, der dieser Brief beilag, beschreibt Emil K. als «verschmitzten, freundlichen Gesellen». Er schmückte seine Briefe mit kolorierten Bleistiftzeichnungen von Palästen und Kathedralen. Heute hängt der Brief als Kunstwerk gerahmt im Museum im Lagerhaus für naive Kunst, in der Ausstellung «Auf der Seeseite der Kunst».

Innenansichten einer Klinik

«Seeseite» hiess früher im Thurgau das hinter dem Kantonsspital Münsterlingen auf einer Landzunge im Bodensee gelegene, geschlossene Areal der kantonalen psychiatrischen Klinik. Im Rahmen des Schweizerischen Nationalfonds-Projektes «Bewahren besonderer Kulturgüter» und aus Anlass des 175-jährigen Bestehens der Klinik veranstaltet das Museum im Lagerhaus zusammen mit dem Staatsarchiv des Kantons Thurgau eine Ausstellung mit hundert Arbeiten früherer Psychiatriepatientinnen und -patienten aus Münsterlingen. 30'000 Krankenakten galt es zu durchsuchen, was nur stichprobenmässig möglich war. In 15 Dossiers aus dem Zeitraum von 1839–1960 fanden sich Zeichnungen.

Parallel dazu ist die als offene Werkstatt konzipierte Ausstellung «InnenAnsichten» zum Thema Kunst und Psychiatrie eingerichtet: Von Besuchern selbst gemachte Tintenklecksbilder, eine Fotostrecke zum heutigen Klinikalltag, eine Video-Einführung zur modernen Kunsttherapie, Comicbücher, eine Wand für Kritzeleien – all dies lädt das Publikum aller Altersstufen ein, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen.

«Muss immer in der Zelle bleiben»

Schüler der Talentschule St.Gallen reflektieren die ausgestellten Werke der Seeseite-Ausstellung gestalterisch. Mit viel Einfühlungsvermögen schufen die 15-jährigen Oberstufenschüler Hommagen an die Künstlerinnen und Künstler aus der Psychiatrie vergangener Zeiten: Jojo Lan befasste sich in seiner Arbeit *Utopia* mit den Weltordnungsplänen von Franz Sch., einem der Schwerpunkte der Seeseite-Ausstellung; Lea Schilter überklebte *Dame mit Puppen* mit Textstreifen, die aus der Patientenakte von Rose G.-T. zitieren: «Muss immer in der Zelle bleiben», «Mutter von acht Kindern», «Glückwunschkärtchen an ihre Kinder».

Rose G.-T. lebte von 1936 bis zu ihrem Tod 1960 in der Klinik. Sie hatte epileptische Anfälle und erhielt zahlreiche Behandlungen mit dem Krämpfe auslösenden Medikament Cardiazol sowie Elektroschocks. Wegen ihrer Reizbarkeit musste sie meist in ihrer Zelle bleiben, wo sie, um die ihr fehlende menschliche Gesellschaft zu ersetzen, Puppen bastelte und aus Staniolpapier Körbchen formte. Mit Farbkreide und Bleistift gezeichnete Glückwunschkärtchen an ihre Kinder gelangten nicht zu den Adressaten, sie kamen zu den Akten mit Kommentaren der Psychiater wie: Sie male «mit grellen Farben», «ganz schlimm», «grässlich und schwülstig». Die «krankhaften Zeichnungen» vermitteln trotz harmloser Motive etwas sehr Beunruhigendes. Kein Wunder angesichts der Todesängste, die sie bei den Schockkuren jeweils durchlitt.

Karl H. (1924–1971): *Der Grüne*, 1943.

Ein Bild im Standardwerk

Im demnächst erscheinenden Katalog zur Ausstellung schreibt die Leiterin des Nationalfonds-Projektes Katrin Luchsinger, dass für Rose G.-T. zutreffe, was für viele Frauen galt: «Sie erhielt eine äusserst massive Behandlung, keine Psychotherapie, selten Gespräche und ebenso selten Einträge in die Krankengeschichte.» Entsprechend ungleich ist denn auch das Geschlechterverhältnis der Künstler an der Seeseite-Ausstellung mit drei Frauen gegenüber acht Männern. Die Projektleiterin findet, die Tatsache, dass viel mehr Zeichnungen von Männern als von Frauen aufbewahrt wurden, verlange nach einer Erklärung.

Die Schweizer Gesetzgebung verlangt die Anonymisierung zum Schutz der Rechte der Patienten, was in diesem Zusammenhang nicht gerade glücklich erscheint. Die Anonymisierung mit Familiennamen-Initiale erschwert eine gleichwertige Begegnung mit Menschen, die früher als Irre diskreditiert waren und denen heute der Künstlerstatus zugesprochen wird. Barbara Meta Anderes ist die einzige an der Ausstellung, deren Namen ausgeschrieben ist. Sie lebte von 1900 bis 1927 in der Klinik Münsterlingen. Der deutsche Kunsthistoriker und Psychiater Hans Prinzhorn entdeckte ihr zeichnerisches Werk auf seiner gezielten Suche in den Irrenanstalten nach künstlerisch gestaltenden Patienten. In Prinzhorns bahnbrechendem Buch *Bildnerei der Geisteskranken* von 1922 ist Meta Anderes unter vollem Namen mit dem Bild *Frau mit Perücke* vertreten. An der Ausstellung ist ihre in feinsten Tönen gehaltene Bleistiftzeichnung *Gebirgslandschaft* zu sehen. Die Zeich-

Jakob H. (1852–1896): *Freiheit. Und erlaube mir*, 1894.

nung aus der Sammlung Rorschach konnte erst jetzt im Zusammenhang mit der Ausstellung im Lagerhaus Meta Anderes zugeordnet werden.

Kultige Tintenkleckse

Hermann Rorschach war von 1909 bis 1913 in Münsterlingen als Assistenzarzt angestellt. Wegen dem nach ihm benannten Tintenkleckstest ist sein Name noch heute ein Begriff. Ein abgesonderter Teil der Ausstellung ist der Sammlung Rorschach gewidmet. Der Psycho-Test des kunstinteressierten, gut aussehenden Psychiaters (auf den Fotos sieht er dem Filmschauspieler Brad Pitt frappant ähnlich) gilt zwar heute als unwissenschaftlich, aber er fand seinen Platz in Kunst, Film und Literatur. Beispielsweise schuf Andy Warhol von Rorschach inspirierte Tintenklecksbilder. 1922 starb Hermann Rorschach 37-jährig in Herisau an einer Blinddarmentzündung.

Zwei Holzfiguren, die einzigen dreidimensionalen Exponate an der Ausstellung, gehören zur Sammlung Rorschach: Das Bein, um das sich eine Schlange windet, und der Mensch mit handförmigem Kopfschmuck und auf dem Rücken zusammengebundenen Händen erinnern an afrikanische Holzskulpturen, auf die sich Künstler am Anfang der Moderne als Inspirationsquelle oft bezogen. Unvermittelt leitet die Kunst aus der Psychiatrie zum Bruch mit den Traditionen der Kunst am Anfang des 20. Jahrhunderts über. Naive und Avantgardekünstler schöpften aus denselben Quellen. Hermann Rorschach gestand den Autoren seiner Sammlung aber noch keinen Künstlerstatus zu. Bezeichnenderweise hielt er es nicht für nötig, Autor und Herstellungszeit seiner Sammlungsstücke festzuhalten. Auch die mit Bleistift gezeichneten Wärterinnen, die einen Schlüsselbund mit sich tragen – man hört sie förmlich klimpern – sind in der Sammlung Rorschach anonym und undatiert. Aber sie zeigen: Nicht nur die Psychiater und das Pflegepersonal beobachten die Patienten, sondern auch umgekehrt.

Dunkle Kapitel

Über Jahrzehnte prägte Roland Kuhn als Oberarzt und Direktor die Anstalt. In seine Ära fallen sowohl das Aufkommen der Schocktherapien als auch die aufwendigere Psychotherapie. Kuhn führte die gegensätzlichen, eigentlich unvereinbaren Ansätze parallel. Er bot Gesprächstherapien an, regte seine Patienten zum Zeichnen an und setzte gleichzeitig früh und intensiv neue Therapieformen mit Psychopharmaka ein. So verdankt man Kuhn eine grosse Zahl von Zeichnungen, die er bei seinen Patienten vor allem in den 1940er-Jahren gesammelt hat. An der Ausstellung sind die Planzeichnungen des Franz Sch. eines der Highlights. Der 1898 geborene Franz Sch. war verschiedene Male in der Klinik und dann ohne Unterbruch von 1942 bis zu seinem Tod 1977. Von ihm sind über 200 Pläne und Schriften zur Weltordnung erhalten. Der gelernte Maschinenzeichner machte sich Gedanken zu Politik, Wirtschaft, Bildung und Forschung, die er in detailreiche Tuschzeichnungen umsetzte. Zu Franz Sch. hielt Oberarzt und Universitätsdozent Roland Kuhn 1951 einen Vortrag.

Dem 2005 im hohen Alter von 93 Jahren verstorben Kuhn werden nun nachträglich Unwissenschaftlichkeit und ethisch fragwürdige Praktiken bei der Erprobung neuer Medikamente vorgeworfen. Der «Beobachter» machte Kuhn in einem ausführlichen Artikel für den Tod von 23 Teilnehmern einer Versuchsreihe mit den Tabletten G 22150 und G 28568 verantwortlich. Wie Kuhn mit den Medikamenten herumpröbelte, Tabletten für Schizophrenie versuchsweise bei Depression verschrieb; wie er ohne die Patienten zu fragen an ihnen die Dosierung testete, diese bis zum Geht-nicht-mehr erhöhte, macht den Eindruck eines Quacksalbers auf höchster Ebene. In den 60er- und 70er-Jahren liess er Kleinbusse voll von Zöglingen aus dem Kinderheim St.Iddazell Fischingen quer durch den Thurgau nach Münsterlingen karren. Dort testete er an den Kindern Psychopharmaka, die sich erst im Versuchsstadium befanden.

Im nächsten Frühling wird die Regierung einem interdisziplinären Team aus Historikerinnen, Pharmazeuten, Psychiatern und Juristinnen den Auftrag zum wissenschaftlichen Aufarbeiten dieses dunkeln Kapitels der Psychiatriegeschichte erteilen. Der Thurgauer Staatsarchivar André Salathé hat die Katalogisierung von Kuhns unsortiertem Archiv von 70 Laufmetern soeben abgeschlossen. Etwa fünf Laufmeter enthalten Hinweise zu den Medikamentenversuchen. Der Kanton Thurgau hat 160'000 Franken für die Aufarbeitung bewilligt.

Wölfli-Zeichnung für fünf Franken

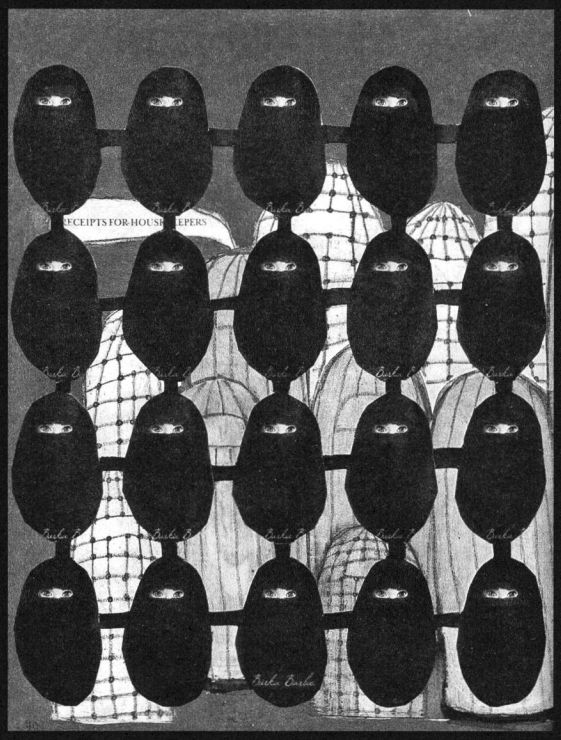
Was zu Hermann Rorschachs Zeit noch Kuriosität und Teil der Krankenakten war, wurde später nicht zuletzt dank Kunstvermittlern wie dem Künstler Jean Dubuffet oder dem Kurator und Ausstellungsmacher Harald Szeemann vom Betriebssystem Kunst akzeptiert und anerkannt. Heute ist Naive Kunst oder Art Brut auch im Kunsthandel ein bedeutendes Segment. Eine der selten auf den Markt kommenden Zeichnungen des in der Berner Waldau verwahrten Patienten Adolf Wölfli (1864–1930) hat heute einen Preis von gut 40'000 Franken. Der Anstaltspsychiater Walter Morgenthaler gab Wölfli jeweils ein paar Franken für die aufwändig gezeichneten Blätter. Wenn die Ausstellungsreihe im Museum im Lagerhaus etwas beschönigend von «Verborgenen Schätzen aus Schweizer Psychiatrien» spricht, so bezieht sich das sicher auch auf den Geldwert der einzelnen Werke.

«Auf der Seeseite der Kunst»: bis 8. März, Museum im Lagerhaus St.Gallen, museumimlagerhaus.ch

Tschador und Ordenstracht

Marlies Pekarek collagiert im Buch *Time Shifts, Patterns Stay the Same* Frauenrollenbilder und Tagesaktualitäten.

von Christina Genova



Burka Barbies in the City, 2012/2013.

Auf Seite drei sitzt Queen Elisabeth II. mit abwesendem Blick auf einem edlen Sessel. Für einen kurzen Moment scheint sie aus der Rolle der milde lächelnden, immer Haltung bewahrenden Königin gefallen zu sein. Unter das Bild hat Marlies Pekarek frech geschrieben: «Warten bis es von Innen her kommt!» – Der Queen begegnet man im neuen Buch *Time Shifts, Patterns Stay the Same* der St.Galler Künstlerin gleich mehrmals; mal sieht man sie mit ihrem Prinzgemahl herzhaft lachen, mal wird sie von einem furchterregenden Dinosaurier verfolgt.

Marlies Pekarek beschäftigt sich schon lange mit Frauenbildern und -rollen. Das zeigt sich auch in ihrer eben erschienenen Publikation, die uns einen Einblick in ihre Tagebuch-Collagen gewährt. Sie bestehen aus den bearbeiteten Seiten des Jahreskalenders für Frauen The *Australian Womens Diary*, der von 1985 bis 1998 in Australien erschienen ist. Seinen Anfang genommen hat das Langzeitprojekt 1990, als Marlies Pekarek für drei Monate in einem Gastatelier in Melbourne war. Bis heute führt die Künstlerin diese Arbeit weiter.

Der liebe Haushalt

The Australian Womens Diary enthält Texte und Illustrationen aus Ratgebern für Frauen von Anfang des letzten Jahrhunderts, was ihm einen nostalgischen Anstrich verleiht. Darunter sind zahlreiche Haushalts- und Schönheitstipps. Man erfährt alles über die Kunst des Briefefaltens – «Folding letters is a little art in itself» oder darüber, wie Frauen ihre Scheu vor dem Pakete-Schnüren überwinden können. – «Most girls appear to be worried when there is any packing to be done.» Ziel ist es, dank dieser Ratschläge eine gute Hausfrau zu werden, aber keinesfalls eine «Household Drudge», ein Hausmütterchen, wie es in einem der Beiträge heisst.

Marlies Pekarek entwickelt zu den oft kurios wirkenden Tipps ironische Kommentare, verpasst der Hausfrau, die auf einer Illustration akkurat einen Berg Wäsche faltet, eine Sprechblase und lässt sie sagen: «Die Wiederholung gibt mir Ruhe in den Geist.» Die Künstlerin entlarvt überholte Rollenbilder, schafft aber auch Bezüge zur heutigen Situation der Frau. Denn wie im Titel angedeutet, haben sich die Zeiten zwar gewandelt, doch gewisse Muster erhalten sich eben hartnäckig. Der Haushalt ist heute wie vor hundert Jahren noch immer vorwiegend Frauensache.

Ein Osterhase zu Weihnachten

Marlies Pekarek nimmt in ihren Tagebucheinträgen alles auf, was sie gerade beschäftigt und entwickelt dazu einen assoziativen und farbenfrohen Bilderreigen. Sie setzt sich kritisch mit den im Kalender vermerkten christlichen Feiertagen wie Ostern und Weihnachten auseinander, lässt den Osterhasen an Weihnachten kommen und den Weihnachtsmann gleich schon die Ostereier bringen. In ihren Collagen werden aus Anlegern Karpfen, die im Meer der Anlagefonds schwimmen. Daneben erfährt man aus einem Ratgeber von 1927, dass Jugendlichkeit mehr wert sei als Geld. Deshalb sei es von Vorteil, ein Korsett zu tragen, denn es erhalte der Frau ihre jugendliche Figur.

Auch vor heiklen Themen wie Kampfhunden, Abtreibung oder Guantanamo zeigt die Künstlerin keine Scheu. Nicht alle der zum Teil ausgefallenen Bildfindungen Marlies Pekareks vermag man nachzuvollziehen; manchmal liefert die Werkliste am Ende des Buches einen Hinweis zu deren Entschlüsselung.

Enthüllung und Verhüllung

Viel Raum nimmt die Auseinandersetzung der Künstlerin mit dem weiblichen Körper ein. Ausgehend von einem Zeitungsbild aus der Zeit des zweiten Golfkriegs, das trauernde Irakerinnen im Tschador zeigt, beschäftigt sich Marlies Pekarek mit der Enthüllung und Verhüllung der Frau im Islam und in der westlichen Welt. Sie zieht einer Barbiepuppe eine Burka über, versieht eine uniforme Masse verschleierter Frauen mit Farbakzenten und lässt Heilige in Ordenstracht aus dem schmalen Sehschlitz eines Tschadors hervorschauen. Die Synthese zwischen Verführerin und Heiliger unternimmt Marlies Pekarek im Selbstversuch: Ein Porträt zeigt die Künstlerin im schulterfreien Oberteil mit einer züchtigen Schwesternhaube auf dem Kopf.

Marlies Pekarek: *Time Shifts, Patterns Stay the Same,* Benteli Verlag Sulgen. 2014, Fr. 49.90.

Häutungen vor Schneelandschaft

Tanz, Musik und Natur in wilder Wechselbeziehung: Im Januar und Februar ist Gisa Franks Bewegungsstück *Wildwechsel* in St.Gallen und Steckborn zu sehen. Gewachsen ist die Produktion für elf Akteurinnen und Livemusik aus Videos von Grenzwanderungen rund um den Alpstein. *von Bettina Kugler*

Gut bepelzt: Probenbild zu *Wildwechsel*. Bild: Martin Benz

In Mikrobewegungen am Boden regt sich Neues: winzige Zuckungen, Vibrationen, trippelnde Füsse; Erschütterungen, die an zitternde Fühler und Glieder von Kleinstlebewesen denken lassen. Nach einem Einzug mit Furor, von draussen aus der Berglandschaft in den Kunstraum der Bühne, geht die Bewegungsexpedition zurück zur Natur, zu den evolutionären Anfängen. *Wildwechsel* nennt Gisa Frank das Stück, das in diesen Wochen zu einem spartenübergreifenden Ganzen zusammenwächst – mit einem noch offenen Schluss. Schicht um Schicht sind in einem dreijährigen Entstehungsprozess hinzugekommen: Landschaftsperformance, Videokunst, Tanz, Musik für Stimme, Violine, Kontrabass, Bassklarinette, Maultrommel, Elektronik. Es geht um den Rückzug zu tiefliegenden Orten in uns, um Rudel-, Sippen-, Paarbildung, um Nähe und Vereinzelung. Dafür schweift *Wildwechsel* stürmisch ins Weite; bergan, bergab, auf dem Bauch schlittelnd, tiefschneetauchend, in die Lüfte.

Wie Wildtiere

Ihre Vorgeschichte hat die Produktion im Alpstein. Für das bewegte Bild im Hintergrund begleitete der Filmer Andreas Baumberger eine zwanzigköpfige Gruppe mit der Kamera an stille Orte rund um den Säntis: an Gewässer, in Höhlen, an Hänge und auf weite Flächen. Die dabei entstandenen Videosequenzen bilden die weisse Landschaft, welche die elf Akteurinnen auf der Bühne spielerisch in Bewegung versetzen. Tanz- und Theaterschaffende verbinden und mischen sich in *Wildwechsel* mit tanzerfahrenen Amateurinnen; sie bringen vielfältige Erfahrungen aus den Bereichen Performance, Bewegungskunst und Körperarbeit in das Stück ein.

Ursprüngliches und Künstliches, Eigenarten und Unarten werden sprunghaft wechseln – wie Wildtiere auf ihren Wegen zwischen Sonnmatten und Äsungsflächen. «Wir wollen nicht eine Geschichte erzählen, sondern mit Bildern und Themen zwischen draussen und drinnen spielen», sagt Gisa Frank. Von ihr stammt das Konzept, sie führt Regie – doch sieht sie *Wildwechsel* als eine Gemeinschaftsproduktion. Drei Winter lang haben alle Beteiligten Denk- und Bewegungsmaterial zusammengetragen, diesen Humus geschichtet und wieder umgeschichtet zu einer Folge von Tanzsequenzen.

Am Kragen gepackt

Weil es von Anfang an als Stück für die kalte, dunkle Jahreszeit gedacht war, dem Wilden, Ursprünglichen auf der Spur, hüllen sich die Akteurinnen auf der Bühne in Pelz. Sie spielen mit Fell als Schutzschicht und Dekor, mit Haut und tänzerischen Häutungen. Die Musiker (Sven Bösiger, Martin Benz, Katharinan Kern und Jürg Surber) stehen nicht ausserhalb, am Rande des Geschehens, sondern treiben es an, werden zuweilen am Kragen gepackt wie Beutetiere bei einer Jagd. In der Produktionsphase haben sie *Wildwechsel* dramaturgisch mitgeprägt, Klangspuren gelegt zwischen traditionell und experimentell. Pelzweich und widerborstig, archaisch und künstlich, zwischen diesen Polen wird sich das Stück bewegen – um innere Bilder aus der winterlichen Starre zu lösen und zum Tanzen zu bringen.

Bei *Wildwechsel* wirken mit: Bernadette Beerli, Coretta Bürgi, Carin Frei, Katharina Hanhart, Esther Hungerbühler, Julika Kovacs, Bettina Oberli, Maja Rimensberger, Eva Schällibaum, Daniela Schläpfer, Gabriela Stoffel. Musik: Martin Benz, Sven Bösiger, Jürg Surber, Katharina Kern, Coretta Bürgi.

Lokremise St.Gallen:
22., 23., 24. Januar, 20 Uhr
Theater Phönix Steckborn:
6. und 7. Februar, 20.15 Uhr.

Krisen-Showdown in der Oase

Das Theater St.Gallen bringt erstmals in der Schweiz Jonas Lüschers Bestseller *Frühling der Barbaren* auf die Bühne.

von Peter Surber

Autor Lüscher (rechts) im Gespräch mit Regisseur Kramer.
Bild: Susi Kaden

Ein Glücksfall, aber nicht der Regelfall fürs Theater: Der Autor lebt noch und kann also Auskunft geben. So sitzt er denn an diesem Dezembermorgen im Probesaal des Theaters St.Gallen an der Dürrenmattstrasse, im Kreis um ihn das Ensemble samt Inspizientin, Bühnenbauer, Souffleuse und Regisseur Tim Kramer: Jonas Lüscher, Jahrgang 1976, aus Bern stammend, in München wohnhaft, Drehbuchautor, Doktorand der Philosophie und Autor eines der meistdiskutierten Bücher der letzten Jahre: der Novelle *Frühling der Barbaren*.

Der Schweizer Fabrikerbe Preising gerät in einem tunesischen Luxus-Resort in eine Party junger Londoner Banker, während sich in England ein Bankencrash abzeichnet – und zur Katastrophe führt. Preising erlebt mit, wie dünn die Decke der Zivilisation ist. Das ist die «unerhörte Begebenheit», die Lüscher erzählt. Er tut dies in einer etwas altmodischen Sprache, die auf Distanz bleibt trotz der teils hyperrealistischen Details bis hin zur panischen Schlachtung eines Kamels und der Feuersbrunst, die am Ende das Hotelresort vernichtet. «So knapp und so betörend hat noch niemand von der Krise erzählt», schrieb die «Zeit».

Kino ja – aber Theater?

Breitleinwand, 007 in der Wüste, filmreifer Showdown – dass sich der Roman mit seinen heftigen Bildern auch fürs Sprechtheater eignet, daran hätte er selber nicht geglaubt, sagt Lüscher. Eine Filmadaption ist tatsächlich im Gespräch, vorerst ist der 120 Seiten knappe Bestseller auf Russisch, Weissrussisch und neustens auf Englisch erschienen und mehrere Theater dramatisieren ihn, so Wiesbaden, wo Lüschers Frau Ulrike Arnold den Stoff in kleiner Besetzung inszeniert hat, und jetzt St.Gallen, wo ihn Tim Kramer mit einem zehnköpfigen Ensemble auf die grosse Bühne bringt.

Kramer sagt: «Ich war auf Anhieb überzeugt, insbesondere von der narrativen Kraft, die aus der Geschichte spricht.» Dann erinnert er an ein eigenes Erlebnis, nicht in Tunesien, aber auf einem Markt in Marokko: Ein alter Erzähler scharte dort ein zahlreiches Publikum um sich und schlug es mit blossen Worten in seinen Bann. Diese Aufgabe kommt in St.Gallen Bruno Riedl zu: Er spielt den Preising, der einem Zuhörer (Marcus Schäfer) im Nachhinein von der Katastrophe berichtet. Ort dieser Rahmenhandlung ist eine Psychiatrische Klinik, wohin Preising nach seiner Rückkehr aus nicht näher erklärten Gründen gekommen ist – Lüscher deutet allerdings an, dass er sie nicht als «Irrenhaus» sieht, sondern mindestens so sehr als Ort des Rückzugs in irren Zeiten.

Anfänglich habe ihn das Buch kühl gelassen, doch inzwischen packe es ihn, sagt Hauptdarsteller Riedl und bedankt sich beim Autor für die lebendige Figurenzeichnung, die den Spielern ausgezeichnetes «Material» biete. Das hat auch in Wiesbaden, wo am 13. Dezember die Uraufführung stattfand, Eindruck gemacht – zumindest der Rezensentin auf nachtkritik.de: «Der Text ist nun einmal dermassen gut, dass man leicht nachvollziehen kann, warum man ihn für die Bühne fruchtbar machen wollte.»

Gegen die Vorherrschaft des Quantitativen

Und er ist, nicht gerade die Regel für zeitgenössisches Theater, politisch. Das fängt an bei Preising, der als Schweizer die Kunst des Nicht-Handelns zur Perfektion entwickelt hat und am Ende, wenn auch knapp, noch einmal davonkommt. Und es führt hin bis zur gnadenlosen Analyse der Finanzkrise, des globalisierten Tourismus und der «barbarischen» Instinkte, die der Crash zum Vorschein bringt. In dieser Hinsicht ähnelt die Anlage des Stücks dem vor zwei Jahren in St.Gallen gespielten Anti-WEF-Stück *Das Ende vom Geld* von Urs Widmer. Und es verlängert die Reihe wirtschaftskritischer Stücke, von *Top Dogs* bis zu Elfriede Jelineks *Die Kontrakte des Kaufmanns*. Im Schatten der HSG könne man als St.Galler Theater «entweder kuschen oder sich mit der Thematik auseinandersetzen», sagt Kramer beiläufig zu Lüscher.

Allerdings ist auf der letzten Seite die Rede von «dieser Geschichte, aus der sich nichts lernen liess». Lüscher wehrt sich damit, wie er lachend sagt, gegen die «hermeneutische Folter», die seinem Text drohe: dass man ihn vorschnell als «das Stück zur Krise» deute und damit einenge. Die grössere Krise sieht Lüscher darin, dass das Erzählen vom Zählen verdrängt wird. Geschichtlich sei das seit jeher ein Hin und Her. «Unsere heutige Gesellschaft aber ist der quantitativen Blendung erlegen», diagnostiziert Lüscher und setzt auf die «Wiederkehr des Narrativen». Ob und wie sich die Barbarei auf der Bühne erzählen lässt: Im Januar weiss mans.

Frühling der Barbaren, Premiere:
Freitag 12. Januar, 19.30 Uhr, Theater St.Gallen,
theatersg.ch.

Lara im Europapark

Die Satiresendung «Bild mit Ton» startet im Januar in die zweite Staffel. Die Ostschweizer Filmer um Slam-Poetin Lara Stoll haben das Format gänzlich neu konzipiert. *von Luca Ghiselli*

Die erste Staffel von «Bild mit Ton» erregte beachtliche Aufmerksamkeit: Rund 40'000 Zuschauer sahen sich die Sendung online an. Mehrere nationale Medien berichteten über das ungewöhnliche Satireformat, das im Herbst 2013 online und auf dem Privatsender Schweizer SportSzene fernsehen (SSf) gezeigt wurde. Der Sender hatte, am Rande des Konkurses und kurz vor dem Relaunch, der Thurgauer Slam-Poetin Lara Stoll einen Blankoscheck ausgestellt. Stoll tat sich daraufhin mit ihren Kollegen Cyril Oberholzer und Dominik Wolflinger aus dem Filmstudium an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) zusammen. Gemeinsam tobten sie sich dann während insgesamt sechs Episoden gründlich aus.

Die drei machten sich über alles lustig: Krankheiten, Drogen, Alte, Männer. Das Ergebnis waren sechs Mal 25 Minuten Chaos-Satire, wie sie in der Schweizer Fernsehlandschaft nur selten, wenn überhaupt, zu sehen ist. Trotz allem wurden aber keine Flachwitze geboten, sondern clever in Klamauk und Nonsens verpackte Seitenhiebe. Nie vorhersehbar, bisweilen absurd, aber immer auch gesellschaftlich relevant.

Sternstunde mit Horrorfilm

Nun kommt im Januar die zweite Staffel von «Bild mit Ton». Im Vergleich zur ersten Staffel ändert sich mit den neuen Episoden vieles. Die einzelnen Folgen sind mit rund 50 Minuten doppelt so lang. Ausserdem setzt Lara Stoll mit ihrem Team auf die Neu-Synchronisation von alten Filmen. «Es ist ein neues Produkt entstanden», sagt sie. Das Konzept der zweiten Staffel lasse sich kaum mit jenem der ersten vergleichen. «Wir haben sechsmal einen neuen Film kreiert.»

Die Filmstudenten nehmen rechtefreie Filme, kürzen diese auf rund 15 Minuten und vertonen sie neu. Dazu schreiben sie einen neuen Plot. Im Wechselspiel mit dem alten Bildmaterial verweben die Macher selbstgedrehte Szenen in den neuen Plot und lassen so den alten Originalfilm mit den eigenen Aufnahmen und einem zweiten Handlungsstrang verschmelzen. Die erste Episode der zweiten Staffel von «Bild mit Ton», die am 12. Januar ausgestrahlt wird, tut genau das mit dem amerikanischen Horrorfilm *Night of the Living Dead* aus dem Jahr 1968. Neu vertont heisst das Ganze dann *Das Haus, in dem man LSD konsumierte*, wo sich die Protagonisten nicht etwa aus Furcht vor Zombies (wie im Original) in einem Haus verschanzen, sondern um Halluzinogene zu konsumieren.

Nach der Filmsequenz folgt in jeder Episode die fiktive Sendung «Sternstunde: Schweizerfilm», in der Charaktere, die von Stoll, Oberholzer und Wolfinger verkörpert werden, über den gezeigten Film diskutieren (oder sonstigen Unsinn machen). Satirisch, dadaistisch und chaotisch geht es also auch in der zweiten Staffel von «Bild mit Ton» zu.
Die Macher thematisieren unter anderem die Mutlosigkeit des Schweizer Fernsehens, den Umgang mit Minderheiten, Religionsfragen oder die Jugend. Sie hätten darauf geachtet, zeitlose Themen zu behandeln, statt sich an Aktualität gebundenen politischen Fragen zu widmen. «Wir wollen, dass die Leute die Sendung auch in einigen Monaten oder Jahren noch anschauen können», sagt Stoll.

Keine dritte Staffel

50 Minuten sind eine lange Zeit im Internet, wo sich User an kurze Clips gewohnt sind. Das weiss auch Lara Stoll. «Es ist gut möglich, dass sich die Zuschauer erst mal ans neue Konzept gewöhnen müssen.» Mit der ersten Staffel hätten sie aber dazugelernt. Und sie ist sich sicher: Die zweite Staffel ist besser. Das neue Konzept macht «Bild mit Ton» zwar noch überraschender, aber auf der Produktionsseite auch deutlich aufwendiger. Viel Zeit und Geld hätten sie in die neuen Folgen investiert, sagt Lara Stoll. So sind sie zum Beispiel für Dreharbeiten der vierten Episode ins Bündnerland gefahren und haben dort eine Alphütte gemietet, um Heidi-Szenen zu drehen. Auch im Europapark filmte die «Bild mit Ton»-Crew.

Im Grunde sei das Projekt eine Herzensangelegenheit, sagt Stoll. Die zweite Staffel dürfte laut den Machern aber auch gleichzeitig die letzte sein. Für eine dritte Staffel reicht das Budget nicht, künstlerisch wollen die Beteiligten ausserdem neue Wege gehen.

2. Staffel «Bild mit Ton»: ab 12. Januar jeweils montags um 19 Uhr auf SSf und online auf bildmitton.tv.

Serious Rap vom Lyrical Psycho

Das Ostschweizer Rap-Jahr startet vollgepackt und international: mit dem Doppel-Album *Lyrical Psycho II* von Doppia Erre & Taiken. *von Corinne Riedener*

Hochglanz ist anders. Verglichen mit *Lyrical Psycho* (2009) und *L'osservatore* (2011) ist die neue Scheibe von Doppia Erre (Renato Trianni, Zona 167) und Taiken (Max Frischknecht, Tengu Collective) aus St.Gallen düsterer, roher, komplexer. Und sie ist prall gefüllt: Auf der ersten Seite gibt Erre seine Rap-Skills zum Besten, Seite zwei ist für Taikens Dubstep reserviert – wers richtig dunkel mag, dürfte vor allem an dessen letzten paar Tracks Freude haben. Alles in allem sind es zwar 33 Tracks (19 von Erre und 14 von Taiken), doch anfühlen tun sie sich wie 50. Wieso alles auf eine Doppel-CD packen? «Wir wollen den Leuten schliesslich etwas bieten», meint Erre grinsend. «Wohin auch sonst mit so viel Material...»

Taiken (links) und Doppia Erre. Bild: Silvano Loberti

Zona 167, so heissen die Armenviertel – korrekter wäre wohl Vorstadt- oder benachteiligte Quartiere – in Italien, und Zona 167 heisst auch das Label von Erre und Michael Dähler aus St.Gallen. Das ist nicht irgendein Street Credibility-Ding, wie es sonst so gerne abgefeiert wird in der Rap-Szene, sondern hat reale Hintergründe: Erre ist in der Nähe von Lecce in einem dieser Quartiere aufgewachsen. Dass die alle so heissen, wurde ihm aber erst viel später klar. Für ihn hat die Zahl 167 vor allem immer eins bedeutet: «Familie, ein Ort an dem man zuhause ist.» Deshalb taufte er 1996 seine Crew auf diesen Namen. Als sich sie sich vor etwa zehn Jahren auflöste, wurde aus der 167 der Label-Name. *Lyrical Psycho II* ist der mittlerweile siebte Release von Erre.

Mit Hokuto Shinken gegen das Kaputte

Vorlage und Inspirationsquelle für *Lyrical Psycho II* war der 80er-Jahre-Manga *Fist of the North Star*, später in mehreren Varianten verfilmt, von den beiden Japanern Buronson (Story) und Tetsuo Hara (Zeichnungen): Hauptfigur Kenshiro – «einer unserer liebsten Jugendhelden» – muss darin unter anderem Kaioh, den Anführer der Mutanten, und zu Beginn seinen Bruder Raoh besiegen, der die von einem Atomkrieg verwüstete Welt erobern will. Beide Brüder beherrschen Hokuto Shinken, eine Kampfkunst, die den Körper des Gegners per Druck auf die Meridianpunkte zerbersten lässt. Anleihen an diesen Meilenstein des japanischen Comics finden sich überall auf *Lyrical Psycho II*, in Form von gesampelten Audioschnipseln, Spoken Word Pieces aus der Anime-Serie *(Marlene feat. MC Pat)*, japanischen Zithern und Flöten *(Da Solo, NoKen, Il tuo destino feat. Dominique Bouvier)*.

Die asiatischen Einschläge sind aber bei weitem nicht die einzigen. Das Album klingt so gar nicht nach tiefster Ostschweiz, sondern viel internationaler: Erre rappt auf italienisch, ist mit 14 von Lecce nach St.Gallen gekommen, Mc Pat im St.Galler Dialekt, Colin Davis alias Gunda Weeche von Madd Family auf Suaheli, Bouvier, auch bei Zona 167, singt auf englisch und italienisch, Naty auf französisch. Auch ausländische Künstler haben ihre Auftritte auf dem Doppel-Album: Dezi Boyd aus Jamaika beispielsweise oder Maylay Sparks, ursprünglich aus Philadelphia und heute in Kopenhagen zuhause. Die Beats dazu, unter anderem von Taiken, Dj Blackflame und Fonk, klingen entsprechend vielfältig: Hier Panflöten *(Il re solitario)*, dort Wu Tangs Killer Bees, Streicher au rap français *(La storia di Giancarlo)*, mal böse, mal bunte, mal irre Bässe *(Shinobi dub, Lui, Quando stai parlando)*, minimalistischer Dub, etwas Ragga und diverse Synthie-Effekte inbegriffen – eine gute Mischung aus zeitgenössischen Klängen *(Una Spinta, Deep into Taiken Version,)* und gutem altem Rap-Scheiss *(Andale andale, Voglio ricordare, la Speranza)*.

Gesellschaftskritisch, nicht politisch

Die Texte sind ernst aber selten melancholisch, eher von einer guten Wut geprägt und vom Willen zur Veränderung. Siamo persi, wir sind verloren, ist Erres erster Satz. Ein Verweis «auf das Kaputte in dieser Welt», wie auch die Anlehnung an Kenshiro, der – so einfach ist es im Comic – in einer gewaltverseuchten Welt gegen das Böse und für die Liebe kämpft. «Genau das ist unsere Botschaft», sagt Erre. «Es lohnt sich, für das Gute einzustehen, egal was andere sagen. Steht auf und tut was. Wehrt euch gegen Rassisten, Fremdenfeinde, gegen Ungerechtigkeiten und die Unterdrückung von Minderheiten.»

Serious Rap nennen Erre & Taiken ihre Musik, als politisch würden sie sich aber nicht unbedingt bezeichnen. «Gesellschaftskritisch. Das passt besser.» Dass die beiden aber auch lustig können, zeigt unter anderem *Don't touch my*, eine hymnische Parodie auf die Berührungsängste gewisser Cap-Träger, wenn es um ihren heiligen Kopfschmuck geht – was durchaus selbstironisch verstanden werden darf.

Lyrical Psycho II von Doppia Erre & Taiken gibts ab dem 9. Januar beim Rap-Dealer eures Vertrauens. Die CD-Taufe findet voraussichtlich am 21. März statt.

Abheben in Rom

Die Erzählung *Warum es in Rom keine Hochhäuser gibt* von Adrian Riklin und Buchgestalterin Helen Ebert. *von Peter Surber*

Das muss einer erst einmal beschreiben können: Mit welch unübertrefflicher Souveränität die Kellnerin im Jugendstilcaffè an der Via della Pace in Rom die Tauben wegscheucht...

> ...mit diesem strengen Blick im Jugendstilgesicht, der sie noch schöner macht und als eine entlarvt, die schon früh von Altrömerinnen in die geheimen Gesetze der Luftströmungen eingeführt wurde und nun also in dieser kleinen Bewegung der rechten Hand grossen Jugendstil verrät, kurz stehen bleibt mit dem Tablett in der linken und den flüchtenden Tauben mit ebendiesem wissenschaftlichen Blick nachschaut, Vogelblick, der sie als Wesen enthüllt, welches in sich das Wissen eines Vogels trägt, und du denkst, dass es dies ist, was den Römerinnen zu diesem Geschick verhilft im Umgang mit allem, was mit Luft zu tun hat, dass sie ihre Fächer wie Vogelflügel handhaben und, wenn es denn sein müsste, vom Boden abheben und davonfliegen könnten, es aber nicht tun, weil dies Ungutes verheissen würde.

Ein langer, ein wie ein Vogelflug dahinziehender Satz. So sind fast alle Sätze in der kurzen Erzählung von Adrian Riklin mit dem Titel *Warum es in Rom keine Hochhäuser gibt*. Es sind lauter Nebensätze mit «dass». Der Hauptsatz heisst: «Du hast gesehen...». Und das Fazit des Gesehenen: «...dass dies, wie alles, seinen tieferen Grund hat.»

Wut auf die Vespa

Im Sommer 2003 – ein glühend heisser Sommer, wie man im Lauf der Geschichte erinnert wird, bis 41 Grad, «romafricanesco» – war Riklin mit einem Atelierstipendium der Stadt St.Gallen in Rom. Und hat, aufmerksam für Geräusche, Gesichter, Luftbewegungen und Begegnungen, notiert, was diese Stadt ausmacht. Die Hitze. Die schönen Nebensächlichkeiten. Die Augensprache und die Augenaussprache. Die Nonne hinter den geschlossenen Fensterläden, die Mammine in den Hinterzimmern der Tabacchi, die touristischen Sonderlinge, zu denen sich der Erzähler selber zählt.

Und dann: Gregory Peck und Audrey Hepburn auf der Vespa, Mann von Welt und Prinzessin, *ein Herz und eine Krone*. Im Auge des Betrachters vervielfachen sich die Liebenden auf der Piazza Navona, multipliziert sich der legendäre Filmkuss zum «Geblend und Gebrumm und Geschmatz und Geküss und Gequietsch». Die so grandiose wie quälende «Abendvorstellung» erinnert ihn an die Trompetenspielerin, seine grosse Liebe vor der Abreise nach Italien, die ihn allein ziehen liess, ihn, den «weltfremden Melancholikus».

Vierfache Typografie

Stadtimpressionen und Selbstzweifel machen die Doppelspur dieser wunderbar schwebenden Erzählung aus. Das lässt sich im Buch gleich mehrfach auskosten – Buchgestalterin Helen Ebert hat den Text in vierfacher Gestalt, mit unterschiedlicher Typographie und wechselnden Schriften gesetzt. «Es gibt nicht die eine Form, es gibt mehrere», lautet ihre simple Begründung für das unkonventionelle Unterfangen.

Variante 1 bringt den Text in konventionellem Blocksatz, die Varianten 2 und 3 gliedern Riklins verschachtelte Babuschka-Sätze dann mehrfach anders. Das schafft eine eigentümliche dritte Lesedimension, manchmal flimmern die Augen wie der Asphalt der Römer Strassen in der Sommerhitze. Die obige Passage sieht dann so aus:

> ...mit diesem strengen Blick im Jugendstilgesicht,
> der sie noch schöner macht und als eine entlarvt,
> die schon früh von Altrömerinnen in die geheimen
> Gesetze der Luftströmungen eingeführt wurde und
> nun also in dieser kleinen Bewegung der
> rechten Hand grossen Jugendstil verrät,
> kurz stehen bleibt mit dem Tablett in der linken und den
> flüchtenden Tauben mit ebendiesem wissenschaftlichen
> Blick nachschaut,
> Vogelblick, der sie als Wesen enthüllt, welches in
> sich das Wissen eines Vogels trägt,
> und du denkst,
> dass es dies ist, was den Römerinnen zu diesem Geschick
> verhilft im Umgang mit allem, was mit Luft zu tun hat,
> dass sie ihre Fächer wie Vogelflügel handhaben und,
> wenn es denn sein müsste,
> vom Boden abheben und davonfliegen könnten
> , es aber nicht tun, weil dies Ungutes verheissen
> würde.

Variante 4 schliesslich strapaziert die Leserin mit allerhand Schrift-Wildwuchs und aufwendiger Links-Rechts-Typographie – gewöhnungsbedürftig. Im Ganzen macht die vierfache Gestaltung aber raffiniert auf die Möglichkeiten heutiger Buchgestaltung aufmerksam. Das Spiel mit Schriftgraden hat so zweifellos, wie alles, seinen tieferen Grund.

Adrian Riklin und Helen Ebert: *Warum es in Rom keine Hochhäuser gibt*, Eigenverlag, Fr. 37.90. Buchpremiere: Samstag, 31. Januar, 20 Uhr, Point Jaune St.Gallen.

Der ökonomische Fussabdruck

Christian Felber ist 41-jährig und bekommt zur Zeit rund 100 Einladungen pro Monat für Vorträge. Felber ist gefragt, besonders seit seinem Buch *Geld. Die neuen Spielregeln* (Wien 2014). Was der Ökonom, Aktivist und Tänzer aus Österreich vertritt, nennt sich Gemeinwohl-Ökonomie und könnte die Wirtschaft und Gesellschaft einschneidend verändern.

Diese Hoffnung haben auch Gaby Belz und Felix Oesch. Zusammen mit rund zehn Gleichgesinnten bilden sie den Ostschweizer Ableger der Bewegung: die Gemeinwohl-Ökonomie St.Gallen. Oesch fasziniert nicht zuletzt, dass hier keine Partei, keine Firma, keine Genossenschaft am Werk ist, sondern eine Bewegung, die ihre Strukturen basisdemokratisch erst noch finden muss. Vor allem aber stehen Oesch wie Gaby Belz, beide als Unternehmensberater selbständig tätig, hinter dem Anliegen: eine gerechte, lebensfreundliche, solidarische und ökologische Gesellschaft.

Was diesem Ziel im Weg steht? Oesch nennt als einen zentralen Punkt die Konsumgesellschaft. Nicht nur, weil sie Ressourcen verschwende, sondern weit grundsätzlicher: «Konsum gefährdet die Demokratie.» Wer glaube, in einer Art Schlaraffenland zu leben, verliere das Bewusstsein für die Mitverantwortung an der Gesellschaft – und für die Tatsache, dass es den einen nur gut gehen kann auf Kosten der anderen.

Beim individuellen Verhalten bleibt die Gemeinwohl-Bewegung aber nicht stehen. Sie zielt direkt auf die Unternehmen. Für diese ist die Matrix entwickelt worden, ein Raster, der es den Unternehmen erlaubt, ihre Gemeinwohl-Verträglichkeit zu analysieren. Die Matrix ist unterteilt in fünf Grundwerte: Menschenwürde, Solidarität, ökologische Nachhaltigkeit, soziale Gerechtigkeit sowie demokratische Mitbestimmung und Toleranz. Diese Werte werden überprüft an wiederum fünf Bereichen: Lieferanten, Geldgeber, Mitarbeiter und Eigentümer, Kunden, Produkte und Dienstleistungen sowie dem gesellschaftlichen Umfeld.

In der Ostschweiz sind, anders als in Deutschland, wo sogar die grosse Sparda-Bank München mitmacht, noch keine grösseren Unternehmen «durchleuchtet» worden. Belz und Oesch sind aber mit dem guten Beispiel vorangegangen und haben ihre eigenen Kleinfirmen «auditiert». Ein spannender Weg, sagen beide – und aufwendig, wenn man vom Strommix über Fahrten, Essen oder den Grad an Selbstausbeutung bis zur Preisgestaltung jeden Posten gemeinwohl-ökonomisch unter die Lupe nimmt. Und sich fragen muss: Wo kann ich etwas ändern? «Vieles hat mit Haltungen zu tun. Beispiel Mitbestimmung in KMUs: Ist sie erwünscht? Ist sie sinnvoll? Das sind grosse Fragen», sagt Gaby Belz. Und muss schon mal die Kritik hören, das seien «kommunistische» Anliegen. Revoluzzer sind die Gemeinwohl-Ökonomen aber keineswegs – vielmehr ernsthaft um die Zukunft besorgte Zeitgenossen. «Mit Wachstum und Gewinnmaximierung kommen wir nicht mehr weiter angesichts der schwindenden Ressourcen», sagt Gaby Belz.

Wenige Ressourcen hat bis jetzt allerdings auch die Bewegung selber; gerade einmal ein paar Dutzend Aktivistinnen und Aktivisten in der Schweiz. Dem soll ein erster Anlass abhelfen, den die St.Galler Gruppe im Januar durchführt. (Su.)

Ich und das Gemeinwohl: Samstag, 17. Januar, 9.30 bis 17 Uhr, Katharinensaal St.Gallen. ostschweiz.gwoe.net

Weiss auf schwarz Christian Felber: Optimale Grösse

Um den Wettbewerb in der Wirtschaft zu begründen, wird gerne auf die Natur verwiesen: Dort gehe es vor allem ums Fressen und Gefressenwerden. Manche verweisen gar auf den angeblichen «Kampf ums Dasein». In der Wirtschaft werden damit randvolle Kriegskassen, feindliche Übernahmen und das Schlucken von Konkurrenten legitimiert und als normal – eben natürlich – hingestellt. Ein genauerer Blick auf die Vorgänge in der Natur lohnt sich, um einerseits Fehlschlüsse auf das Wirtschaftsgeschehen zu vermeiden und andererseits notwendige Schlüsse zu ziehen.

Aus der Natur können wir zum Beispiel lernen, dass mit fortschreitender Evolution die Vielfalt der Lebewesen immer grösser wird, die Einzelexemplare der meisten Spezies hingegen nicht. Im Gegenteil: Allzugrosse Organismen sterben immer wieder aus. Zweitens können wir aus der Natur lernen, dass jeder einzelne Organismus eine optimale Grösse hat, nur bis zu deren Erreichung Wachstum eine «Strategie» ist, die sich danach in Entwicklung wandelt. (…)

Woher weiss ein Unternehmen, welche seine optimale Grösse ist? Es kommt auf das Ziel an. Wenn das Ziel der maximale Profit ist, ist fast immer weiteres Wachstum angesagt, bis zur Grösse eines Global Players oder Oligopolisten am Weltmarkt. Ein anderes Ziel würde zu anderen Fragen führen: Bei welcher Grösse ist die Produkt- oder Dienstleistungsqualität am höchsten? Bei welcher Grösse sind die Arbeitsbedingungen die besten und die Sinnerfahrung am tiefsten? Bei welcher Grösse sind die Umweltauswirkungen die geringsten? Bei welcher Grösse kann das Unternehmen das demokratische Gemeinwesen am effektivsten stärken? Solche Fragen machen Sinn, wenn ein Unternehmen nach dem Gemeinwohl als höchstem Ziel strebt.

Bei Erreichen der optimalen Grösse eröffnet sich eine ungewohnte Option: Es macht Sinn, mit anderen Unternehmen, die vielleicht auch nicht mehr wachsen wollen, zu kooperieren, konkret: Wissen, Technologien, Arbeitskräfte und sogar Finanzmittel zu teilen. In der Natur wird viel gefressen, doch möglicherweise ist das nur die Oberfläche: «Die Kooperation ist die Chefarchitektin der Evolution», schreibt der Mathematiker und Biologe in Harvard, Martin Novak. Wollen wir tatsächlich von der Natur lernen, könnte die Kooperation zum Leitmotiv der Wirtschaft werden. Damit alle zu essen haben.

Auszug aus einem Kommentar von Christian Felber, Pionier der Gemeinwohl-Ökonomie, in den «Vorarlberger Nachrichten», Dezember 2014.